

Nr. 69. Bromberg, den 23. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von **Harald Baumgarten.**

(13. Fortsetzung.)

„Und da haben Sie vergessen, Sie ihm zurückzugeben?"

Eberstein lachte vergnügt. „Es trifft keinen Armen, teuerste Lia, aber ich zog es vor, auf schnellste Weise zu verduften. Die „Tarantella" suchte einen Funker. Ich verstehe den Kram und der Kapitän hat mich geheuert, ohne viel zu fragen, woher. Sogar meinen Namen konnte ich behalten, — hatte ja auch sonst keine Papiere, — und Schmalow kann sich den Mund abwischen."

„Danke schön!" sagte Lia und stand auf. „Bin befriedigt."

„Na und Sie?" Er blinzelte von unten herauf. „Wohl dem reichen Yankee nachstellen, was?"

„Das geht Sie — — — einen Schmarren an!" lachte sie und gab ihm einen Nasenstüber. „Wenn ich nun Ihretwegen hier wäre?"

„Nee, nee, Lia, auf d e n Zimt falle ich nicht rein, dazu ist doch wohl Schmalows Brieftasche nicht dick genug."

„Also, gute Freundschaft, Eberstein!"

Er schlug kräftig in die dargebotene Rechte. „Und wenn ich einmal eine Bitte hätte, — — ein kleines Funktelegramm, von dem keiner was zu wissen braucht?"

Eberstein kraulte sich hinter den Ohren. „Verdammt riskant!"

„Na, wir werden uns schon einig werden, wie?"

„Höchstens, wenn der Ingenieur keine Wache hat, also um dieselbe Zeit wie heute."

„Gut, Eberstein." Sie schlüpfte durch die Tür. Blieb draußen aufatmend stehen. „Es geht alles besser, als ich dachte."

Ungesehen gelangte sie in ihre Kabine.

Dreizehntes Kapitel.

Über den schmalen Strand krochen Schildkröten und Muscheln, in deren Gehäuse sich räuberische Krabben eingenistet hatten. Auf den von Wellen umbrandeten Riffs lagen die Haie. Die Palmen, vereinzelt am Strande hingestreut, zeigten gen Himmel, an dem mählich die südlichen Sterne auf Wache traten.

Einsam und verlassen lag die Südsee-Insel, hingestreut ins All.

Der Rumpf der „Berlin" sank schnell. Es war, als ob ihr gräßlich aufgerissener Leib es kaum erwarten könne, in den Fluten zu versinken.

Überall lag Schlamm, den die Wasserwelle zurückgelassen hatte. Und doch sangen schon wieder die Vögel im Urwald.

Sie waren noch zweimal bei dem Wrack gewesen und hatten gerettet, was möglich war. Viel war es nicht. Einige Lebensmittel, die Präparate Dr. Werkmeisters, die fast ganz unbeschädigt waren, einige Äxte und Handwerkszeuge. Die kleine Waffenkammer war zu tief unter Wasser gewesen.

Die Matrosen schlugen sich ins Bambusdickicht, fällten Palmen und in ein paar Stunden war eine notdürftige Hütte errichtet. Dann kochten sie ab. Es waren alles brave Jungens, die auch in schwerer Stunde den Humor nicht verloren.

Werkmeister, Schultze und Mechtle schritten auf und ab.

„Die Insel liegt total aus der Fahrstraße", begann der Kapitän. „Es kann Wochen, es kann Monate, ja Jahre dauern, bis ein Schiff sich herfindet. In der Südsee steigen neue Inseln auf, alte verschwinden. Es ist kein Vergnügen, hier Kapitän zu spielen — — —" Sein wehmütiger Blick traf die Trümmer der „Berlin", die kaum noch aus dem Wasser hervorragten.

„Man wird uns suchen", sagte Dr. Werkmeister. „Von den bewohnten Südseeinseln werden Regierungsdampfer ausgesandt. Sie müssen uns finden."

„Robinson Crusoe!" dachte Fritz Mechtle aus Böblingen und machte unversehens und ganz aus seinen Gedanken heraus einen Luftsprung. Schultze sah ihn mißbilligend an. „Sie finden uns nicht! Es kommt vor, daß Schiffe die Mortlocks-Inseln nicht finden die sie oft angelaufen haben. Sie werden es aufgeben. Die Expedition wird als vermißt gelten."

„Hier ischt es schön!" Mechtles Brust dehnte sich und zog die kühle Abendluft ein.

„Wir werden das Fieber bekommen, ohne Alkohol."

„Dagegen hilft Chinin!" Werkmeister hielt triumphierend eine Tüte in die Höhe. „Der Urwald ist herrlich", dozierte er, „schon jetzt sehe ich Pflanzen, die mir unbekannt sind. Es wird eine köstliche Beute geben."

Der Kapitän brummte etwas, was sicher nicht schmeichelhaft für den Gelehrten war. „Ich fahr morgen!" sagte er ganz ruhig. Die beiden blickten ihn erstaunt und beinahe mißbilligend an.

Schultze ließ sich nicht verwirren: „Ich nehme die große Jolle, die Gott sei Dank heil ist und suche mit acht Mann Bougainville zu erreichen. Wenn es glückt, kann ich in einigen Tagen dort sein. Ich kenne den Kapitän der „Sumatra" von früher. Er muß die verunglückte Expedition abholen. Es ist ausgeschlossen, daß wir uns längere Zeit auf der Insel halten können. Selbst wenn das Bergland keine Bewohner birgt, haben wir keine Möglichkeiten, ohne Waffen und sonstige Hilfsmittel zu existieren."

Werkmeister sandte einen Blick ringsum. „Es ist wie ein Zauberland, mitten in der Südsee eine unbewohnte, vielleicht noch nie betretene Insel, die wir erforschen können. Aber Sie haben recht, Sie alter Praktikus. Wir müssen sobald als möglich mit der Welt in Fühlung treten."

Sie schliefen alle in der Hütte am Strande. Als die kurze Tropennacht zu Ende war, beschlossen sie, eine Expedition ins Innere zu unternehmen, um zu erkunden, ob die Insel wirklich unbewohnt sei. Sie hofften auf dem höchsten Punkt des Berglandes einen Überblick über die ganze Insel gewinnen zu können. Zwei Matrosen gingen mit. Die anderen rüsteten das Boot, so gut es ging, für Seefahrt aus.

Als der Kau, der Südseekuckuck, den Morgen verkündete, zogen sie los. Im Wasser des Flüßchens schritten sie bergan. Große weiße Kakadus flogen krächzend auf. Schlaue Leguane verschwanden im Dickicht.

Da die spitzen Steine und Granitblöcke ihnen die Füße blutig rissen, drangen sie in den Urwald ein. Armdicke Lianen und Rotang sperrten den Weg. Mit ihren Messern schlugen sie sich durchs Gestrüpp. Nirgends war ein Pfad zu entdecken, wie ihn die Eingeborenen benutzen.

Der Schweiß rann ihnen vom Körper. Die Kleider waren in Fetzen gerissen, als sie in eine Lichtung kamen. Eine Strecke Bambusdickicht hemmte jeden weiteren Vormarsch.

Kapitän Schultze hatte seine Pfeife in Brand gesetzt, um sich der herumschwirrenden Anopheles, der Malaria-Moskitos zu erwehren. Die Lichtung war mit rotglühendem Rhododendron wie übersät.

Plötzlich bückte sich Dr. Werkmeister und hielt seinem Famulus eine kleine Pflanze entgegen. Es war eine unscheinbare Blüte, ähnlich der Herbstzeitlose.

„Was ischt das?“ fragte Mechtle.

„Kenne ich auch nicht, ein eigenartiges Pflänzchen, das ich noch nie gesehen habe.“ Und er versenkte es in seine unergründliche Botanisiertrommel.

Der Rückweg war schwer zu finden. Die mannshohen Termitenhaufen hatten sie sich zu Wegweisern genommen. Die Botanisiertrommeln waren gefüllt, die beiden Gelehrten plauderbereit.

„Es ist nunmehr erwiesen“, begann Werkmeister, „daß die Insel unbewohnt ist. Denn allzuweit kann sie sich nicht mehr nach Süden hinziehen, und irgendwelche Spuren von Pfaden oder sonstige Anzeichen von Eingeborenen hätten wir finden müssen.“

„Ich gebe es zu, es ist unwahrscheinlich“, meinte Schultze, „aber gewiß? Wir müssen erst einmal die Insel umfahren, aber auch das ist ein Risiko bei den vorgelagerten Korallenriffen. Ich möchte nach dem Dampfer nicht noch das Boot verlieren.“

Fritz Mechtle aber war wunschlos glücklich. Er war mitten in der Südsee, umgeben von tropischen Wäldern, von Kolibris und Kasuaren, trank die Milch von Kokosnüssen, die mit dumpfem Knall von den Bäumen fielen, und summte immer wieder das alte Wanderlied: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den führt er in die weite Welt!“

Nur eines war ihm nicht recht. Daß sie so gar keine Kannibalen aufgefunden hatten. Aber auch diesen Wunsch sollte ihm das Schicksal erfüllen.

Es war immerhin ein Wagnis, mit der Jolle, die durchaus nicht seetüchtig war, die Strecke nach Bougainville zu durchkreuzen, aber Schultze hatte in allen Lebenslagen sein lachendes Wort: „Wir Berliner machens!“ trotzdem er eigentlich aus Potsdam war.

So segelten sie in den Abend hinein. Bei dem herrschenden Südostwind schlingerte das Boot heftig in der starken Dünung, und die acht Männer mußten die Ruder kräftig handhaben.

Aber dann faßte der Wind die Segel, und sich zur Seite legend, als grüße es abschiednehmend die Zurückbleibenden, schoß es davon.

Der Mond stand als übergroße milchige Scheibe am Himmel. Auf den schoß es zu. Und ward kleiner, bis die blaue Südsee das letzte Pünktchen aufgesogen hatte.

Werkmeister und Mechtle kehrten in ihre provisorische Behausung zurück. Später wollte man am Waldesrand ein größeres Haus aufschlagen. Auf ein paar Kisten standen die Sammlungen.

Den beiden Forschern war doch etwas schwer ums Herz, als sie ohne Schultze zum ersten Male nachtmahlten.

Dann, mehr um die Zeit zu vertreiben, experimentierten sie. Sie pflanzten eine Knolle, ähnlich einer Sellerienwurzel, in eine Schale und gaben ihr Chloroform zu riechen. Und die Pflanze, die ihre Blätter noch eben hoch erhoben hatte, fiel um wie tot.

Eine andere war seit langem mit Malariagift geimpft. Sie siechte dahin. Manchmal schossen die Blüten wild in die Höhe, als ob sie im Fieber glühten. Dann wieder krochen die Blätter am Boden hin, als wollten sie vergehen.

Da kam Werkmeister auf eine Idee. Er kochte von dem neuentdeckten der Herbstzeitlose ähnlichen Pflänzchen einen Extrakt, und mit einem winzigen Injektionsspritzchen träufelte er der Malariakranken, deren Blätter welk am Boden lagen, ein paar Tropfen ein.

„Es ist erwiesen, mein lieber Mechtle, daß auch die Pflanzen wie tierische Organismen auf Gifte reagieren. Wir wollen einmal sehen, was bei diesem Experiment herauskommt. Auf tausend Versuche kommt ein einziger, der einen Fingerzeig gibt. Es ist nicht so leicht, die Natur zu belauschen und ihren Pfaden nachzugehen, als manche Größen glauben.“

Sie gingen noch ein wenig am Strande spazieren. Von einem Gipfel des Berglandes stieg ein feiner Rauch in die Höhe.

„Sehe Sie einmal dorthin, Herr Doktor!“

„Merkwürdig, wahrscheinlich ein kleiner Vulkan. Sie donnern noch manchmal, und machen kleine Eruptionen, diese Vulkänchen in der Südsee, aber schlaff wie die Menschen dieser übergesegneten Insel haben sie nicht mehr die Kraft zu einer wirklichen Tat.“

Mechtle sah den Rauch noch lange an. Er wollte den Doktor nicht beunruhigen, aber ihm schien es keineswegs sicher, daß dieser Rauch aus einem Krater aufstieg. Ihm schien er eher von einem Lagerfeuer Eingeborener zu kommen.

„Kannibale!“ sagte er vor sich hin, und seine Stimme bebte leise vor Verlangen. „Richtiggehende Kannibale!“

Furcht kannte Fritz Mechtle nicht und außerdem verließ er sich auf seine gute Mauserpistole, wenn auch nur einige Patronen darin waren. Denn die Munition ruhte auf den Korallen der Südsee.

Die Matrosen lagerten im Sande. Es war ihnen zu heiß unter dem Bambusdach. Heiter und guter Dinge vertrauten sie ihrem Kapitän und ihren Kameraden, die zu ihrer Rettung unterwegs waren. Sie hatten eine große Schildkröte gefangen, kochten echte Schildkrötensuppe und brachten auch den beiden Forschern einen tüchtigen Teller. Aber Mechtle mochte sie nicht. Er dachte noch an den Haifischrücken. So verging der zweite Abend auf der Insel.

„Je näher man der Natur“, meinte Werkmeister, „um so glücklicher fühlt man sich. Daher sind wohl auch die primitivsten Völker die glücklichsten.“

Mechtle antwortete nicht. Er dachte darüber nach, wie er den Doktor bewegen könne, recht bald eine weitere Expedition zu unternehmen, um jenem rätselhaften Rauch auf die Spur zu kommen. Dann schlief er den gesunden Schlaf seiner zweiundzwanzig Jahre.

Ein Ruf Werkmeisters weckte ihn. Der Gelehrte stand vor der gestern geimpften, malariakranken Pflanze. In voller Pracht, frisch und gesund, blühte sie dem Morgen entgegen.

„Sehen Sie, wir haben ein Gegengift gegen Malaria und wer weiß was noch für Krankheiten entdeckt. Die malariakranke Pflanze ist völlig gesund geworden.“

„In der Tat!“ Mechtle staunte — „ich gratuliere, Herr Doktor. Sie glauben, daß dieses Gegengist auch beim Menschen wirksam sein könnte?“

„Ich zweifle nicht daran, wir haben zufällig — wie übrigens die meisten Entdeckungen gemacht werden — eine Pflanze gefunden, die das Gegengift gegen viele schädliche Einflüsse der Natur enthält. Ihr genaues Studium wird unsere nächste Aufgabe sein.“

„Da heißt es also, zunächst eine möglichst große Anzahl solcher finde“, ein inneres Frohlocken ging über Mechtles Gesicht, „wir müsse in die Berge, die — wie wolle Sie denn das Pflänzle taufe?“

„Wir wollen's erst einmal einfach Antidotum-Gegengift nennen. Aber Sie haben recht, kommen Sie, wir steigen hinauf, an jener Lichtung wuchs noch eine ganze Menge dieser Blumen.“

Ohne auch nur zu frühstücken zogen die beiden Gelehrten den Pfad entlang, den sie gestern gegangen waren, und dessen Einschnitte die blühende Natur schon längst wieder unkenntlich gemacht hatte.

Die Matrosen sahen ihnen erstaunt nach, wie sie mit solcher Eile ins Dickicht strebten.

„Wir sind heute mittag wieder da“, rief ihnen Mechtle zu, „kocht was Gutes und sammelt Kokosnüss', damit wir was zu esse und zu trinke habe.“

Dann schlug der Urwald seinen grünen Vorhang hinter ihnen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die moderne Frau und — das Buch.

Von Liesbet Dill.

Im achtzehnten Jahrhundert, als noch der Esprit, der Salon und die Frau durch ihren Geist dominierten, stand im Mittelpunkt des Interesses der Bücherschrank und das Buch.

Damals mußte man lesen und belesen sein. Man kam zusammen, um sich — zu unterhalten und auf den Diners wurde über Bücher gesprochen, wie heute über Theater, Moden oder Sport. Man mußte lesen, um etwas zu sein und das erste, was man sich in wohlhabenden Häusern anschaffte, war eine Bibliothek oder ein Bücherschrank.

Als sich die berüchtigte und raffinierteste Abenteuerin des 18. Jahrhunderts, die Gräfin de la Motte, von den gestohlenen Diamanten des Halsbandes der Königin Marie-Antoinette ihr Landschloß in Bar sur Aube einrichtete, war das erste, was sie anschaffte, eine große Bibliothek in Rosenholz, die alle Werke enthielt, von denen man sprach. Im 18. Jahrhundert mußte man lesen, um in der Gesellschaft zu glänzen, man spielte keine Rolle, wenn man in den Salons stumm herumstand, man war nur etwas, wenn man seine Bildung bewies. . . . Man bereitete sich zu diesen Gesellschaften geistig vor. Morgens brachte der Friseur den Damen die neuesten Bücher ins Schlafzimmer. Man klappte sie auf dem Pudertisch auf — die Frisiertische hatten alle ein kleines Lesepult —und während des umständlichen Frisierens lasen die Damen die neue Literatur. Die erste Gesellschaft war literarisch interessiert. Man besuchte die

Salons einer Marquise du Deffand, einer Julie de Lespinasse oder einer Madame Geoffrin, um über Literatur und Theater zu sprechen. Man „sammelte geistreiche Menschen“, man drängte sich in die Salons dieser großen Damen, um ihre Unterhaltungen anzuhören. Aber dort wurden nur solche aufgenommen, die — belesen waren.

Madame Geoffrin, die, als Witwe eines Spiegelfabrikanten in bescheidener Wohlhabenheit, ohne schön oder verführerisch zu sein, einen der größten, heute noch unvergessenen Salons in Paris unterhielt, in dem die ganze Welt verkehrte, wurde einmal von der Kaiserin von Rußland gefragt: Wo haben Sie eigentlich Ihre Gewandtheit, Ihre Menschenkenntnis und die Art, Menschen zu fesseln, gelernt, Madame?

Man hat mich lesen gelehrt, antwortete die Geoffrin einfach. Sie las Bücher und schrieb Briefe. Die blinde Madame du Deffand hat sich die letzten dreißig Jahre ihres Lebens nur lebenswert und interessant zu gestalten gewußt, indem sie Briefe diktierte und sich — gute Bücher vorlesen ließ. Ihre Briefe bilden Dokumente, die die Archive heute noch aufbewahren. Solche Briefe kann man nur schreiben, wenn man — liest ....

Katharina II. von Rußland, die fünfzehnjährig als kleine Anhalt-Zerbstsche Prinzessin an den russischen Hof kam, rettete sich vor der Versumpfung, in der die damalige Hofgesellschaft lebte, nur durch Lektüre guter Bücher. Sie fand als Rettungsanker — das Buch. Indem sie las, lernte sie und wurde zu der bedeutenden Frau, die wir heute bewundern. Kaiserin Maria-Theresia erzog ihre Kinder durch ihre fein ausgearbeiteteten Briefe, die wir mit Bewunderung lesen. Aber um solche Briefe zu schreiben, wie sie ein Bismarck, ein Friedrich der Große, ein Mirabeau, eine Maria-Theresia, eine Madame du Deffand, eine Julie de Lespinasse schrieb, muß man sehr — belesen sein. Und um lesen zu können, muß man eine Bibliothek besitzen, oder zum mindestens einen gefülltenBücherschrank. Nur das Buch genießt man, das man im Zimmer stehen hat und das man jederzeit vornehmen kann. Es gibt Bücher, die man immer wieder liest, deren Genuß uns erst beim wiederholten Lesen zuteil wird, an die wir uns gewöhnen, wie an unsere Freunde, die vielleicht noch verläßlicher und treuer sind als diese, denn sie sind immer für uns da und sie verändern sich nicht.

Die Bibliothek ist heute das, was meist erst zuletzt angeschafft wird bei einer Einrichtung. Man findet in elegant eingerichteten Häusern und Schlössern Wintergarten, Billardzimmer, Musikzimmer, Frühstückszimmer, Jagdzimmer, Spielzimmer und Tanzsäle, aber keine Bibliothek. Ja kaum einen Bücherschrank mit anständigem Inhalt. Die meisten Menschen geben, ohne sich zu besinnen, Geld aus für ein Diner, eine Flasche Sekt, eine Operettenvorstellung, für jeden kurzen Genuß, der so rasch verrauscht .... aber ein Buch kaufen, das ihr Leben bereichert, das immer für sie da ist, einen dauernden Besitz bildet? nein, lieber leihen sie sich's von irgend jemand ... Wer Bücher hat, ist niemals einsam, eine ganze Welt umgibt ihn, er braucht nur darin unterzutauchen... Das Buch kann zaubern, es tröstet und zerstreut uns, wenn wir krank sind.

Die Dame erkennt man heute nicht mehr am Handschuh oder am Schuh — sondern an dem, was sie — gelesen hat. Man kann den Menschen ihre Vergnügen ja nicht vorschreiben, sie wählen sie sich selbst. Aber wer Wert darauf legt, mit geistreichen Menschen zu verkehren, kommt ohne Bücher nicht aus. Gebildet ist nur der, der — liest... Keine Frau wird sich in der Welt eine Stellung schaffen, die nicht liest. Man kann gar nicht genug lesen. Jedes Buch gibt uns etwas, vertieft uns und erweitert unseren Gesichtskreis. Wir haben nicht immer Zeit, einen Vortrag zu besuchen und die Menschen leben heute so rasch dahin und sind vergeßlich. Aber in unserer Bibliothek bewahren wir unser Wissen auf. Dort steht unser Gedächtnis. Wir brauchen nur ein Buch zu greifen und aufzuschlagen.

Man sollte keine Reise antreten, ohne sich mit Büchern zu versehen. Das Buch leistet uns Gesellschaft an einsamen Abenden im Hotel, in der Bahn, auf langen Fahrten unterwegs. Mit einem Buch ist man nie allein. Ein unbelesener Mensch ist arm und es kommen Stunden, in denen er seine Einsamkeit bitter empfindet. Unter Menschen, die lesen, die Bücher besitzen und sich mit Büchern umgeben, wird er sich verlassen fühlen und unglücklich, während die Belesenen ihre Zeit miterleben, das Leben ausschöpfen und ihre Menschenkenntnis vertiefen mit jedem guten Buch....

Die Erzieher der Jugend sollten schon den Kindern einprägen, daß keine Persönlichkeit, die etwas in der Welt bedeutete, es ohne Bücher wurde, daß das Buch zum Aufbau eines Lebens und zur Vollendung der Bildung nun einmal gehört, daß man gar nicht genug Bücher besitzen kann und dieser Besitz einer der seltenen Genüsse ist, der nicht schon im Genießen verblaßt, sondern uns bleibt.

Als wir uns noch fünfzig Pfennige pumpten

Autobiographische Skizzen.

Henny Porten:

Ein Pompadour im Schaufenster hatte es mir angetan. Er kostete 95 Pfennig und war eine Sensation und so billig. Leider teilten die lieben Anverwandten nicht meine Meinung. Sie waren verbohrt genug, an die Überflüssigkeit des wunderschönen, mit Perlen bestickten Pompadours zu glauben. Ich aber hatte es mir in den Kopf gesetzt, die Jagd nach der Tasche siegreich zu beenden.

Eine Sechs-Tage-Jagd war es, bis eine Mark zusammen war, bis die Kassiererin den Kassenzettel aushändigte, bis ich den Pompadour stolz in meiner Faust fühlte.

Nach zwei Wochen habe ich ihn beim Zahnarzt liegen gelassen ...

Fritz Kortner:

Im Jahre Neunzehnhundertelf war auch mir klar, daß das Geld demnächst abgeschafft werden müßte: ich hatte schon keins mehr. Ich telegraphierte nach Haus an meinen Vater. Es nützte gar nichts, ja, eines Tages kam auf ein dringendes Telegramm folgende Antwort: „Telegraphiere bis der Draht platzt, Geld bleibt hier.“ Und da habe ich mir auf eigentümliche Art, um wenigstens etwas aus der Klemme zu kommen, zwar nicht 50 Pfennig gepumpt, aber eine Mark jeden Abend verdient.

Max Reinhardt inszenierte im damaligen Zirkus Schumann den „König Oedipus“, und wir, die wir schon zwei Jahre bei ihm waren, spielten die Chorführer. Während die „Einjährigen“ wenig oder gar nichts zu sprechen hatten, durften wir mit Stentorstimme ganz lange Sätze ins Publikum schmettern. Nachdem unser künstlerischer Ehrgeiz gestillt war und die Pleite immer größer wurde, kamen wir auf die Idee, dem künstlerischen Ehrgeiz der Einjährigen gegen bare Münze entgegen zu kommen. Sie durften gegen Entgelt von einer Silbermark die großen Sätze brüllen, während wir uns stillvergnügt aus dem Staube machten. Das Geschäft klappte großartig, und manche Aschinger-Wurst, manches Seidel Bier wurde durch diese kaufmännische Tat erworben und verzehrt.

Ernst Lubitsch:

Alles Böse kommt zusammen. Krieg, Krankheit und Kohlrüben. Böse und mißmutig wanke ich, gerade aus dem Krankenhause entlassen, im Jahre 1916 vom Bahnhof Zoo nach der Rankestraße. Vorm „Romanischen Café“ treffe ich den Chargen-Schauspieler Emil Jannings. Er war guten Muts, kraftstrotzend, saftig gesund, ich elend und verärgert.

„Mensch“, schreit er, „wie siehste denn aus? Du hast wohl wochenlang nichts Anständiges gegessen?“

„Richtig“, brummte ich zurück.

„Also, da habe ich eine Sache für dich. Es gibt hier in einem Lokal in der Augsburger Straße prima Schnitzel mit Friedensbutter. Ganz große Sache.“ Mir wurde besser. „Aber du darfst auch nichts anderen Leuten verraten“, meinte Jannings. Und wir marschierten zu Aenne Maenz. Das war das Schnitzel-Dorado. Vor Eintritt ins Schlemmerparadies fragte ich: „Wer wird zahlen?“ Jannings zog die Stirn kraus, nuschelte vor sich hin, daß bei ihm mit dem Pinkus und so auch nicht alles Allright sei, aber er würde sich bei der Aenne für mich verwenden. Das Plaidoyer nützte, und ich aß drei Schnitzel auf Kredit. Sie wurden bezahlt, spät, aber dennoch. —

Carl Zuckmayer:

Als wir uns noch 50 Pfennig pumpten? My dear Sir, ich brauche mich nicht lange zu besinnen, denn erst kürzlich bekam ich einen Brief, der mit den Worten begann: „Sie haben wohl vergessen, daß Sie vor einem halben Jahre in meinem Lokal sechs Kognaks getrunken haben und noch eine Dame zum Hackepeter eingeladen, ohne zu bezahlen.“

Als ich den „Fröhlichen Weinberg“ schrieb, war ich gerade von der Direktion des Deutschen Theaters entlassen worden. Kurzum, ich war vis-à-vis du rien, aber es fügte sich, daß Dr. G., einer jener klugen und verständnisvollen Großfinanziers, die seltener sind als die Perle in der Auster, in Wannsee eine Villa mietete, in der er mir ein Zimmer, Verpflegung, Park, Alkohol, Badestrand, Ruderboot und Grammophon zur Verfügung stellte. Nun hatte ich das Bestreben, meinen Gastfreund nicht merken zu lassen, wie sehr ich auf diese Freistatt angewiesen war, damit sich auf keiner Seite der Begriff der Wohltat einschleichen könne. Also gab ich mir dem Hausherrn gegenüber das Gehaben eines unabhängigen Mannes, der gern seine Sommermonate bei einem guten Freunde verbringt, aber auch zwischendurch mit dem Gedanken spielt, nach Pontresina zu fahren. Später erfuhr ich zu meinem Staunen, er habe den wahren Sach-

verhalt trotz völligen Mangels an Neugier zum Beispiel an dem überaus bedauerlichen Zustand meiner Stiefel und Hemdkragen gemerkt, und sei taktvoll, wie stets, darüber hinweg gegangen.

Damals war ich so abgebrannt, daß ich mir keine Rasierklingen kaufen konnte, und meine alten hatte ich verloren. Diese Schwierigkeit löste ich, indem ich mich morgens, wenn der Gewaltige mit dem Auto bankwärts gefahren war, in sein Ankleidezimmer schlich, mich seiner gebrauchten Klinge bemächtigte, sie in aller Stille schliff und hemmungslos benutzte.

Aber als ich den „Fröhlichen Weinberg" beendet hatte, ergab sich die Notwendigkeit, zwecks Verhandlungen mit einem Verlag öfter in die Stadt zu fahren. Hier kommen wir zu Ihrem Thema, denn der Diener des Hausherrn war es, der in der richtigen Erkenntnis meiner Lage die Dritter Klasse-Fahrkarten Wannsee—Berlin finanzierte. Hätte ich damals geahnt, welche natürliche Goldgrube im Sinne der produktiven Landwirtschaft ich mir mit dem Weinberg angelegt hatte, dann wäre ich natürlich zweiter Klasse gefahren.

Schließlich möchte ich noch einen Ausspruch von Egon Friedell, dem Weisen, zu diesem Thema mitteilen, den er selbst sicher längst vergessen hat. Er kannte — es war in meiner 50-Pfennig-Zeit — keine Zeile von mir, war aber der festen Überzeugung, er habe es mit einem „expressionistischen Rotzbuben" zu tun, was er mir gern und oft in durchaus gewinnender Art zu verstehen gab. Als er jedoch in der Bar des Hotels Bristol, Unter den Linden, beobachtete, wie ich eine große Bouillabaisse und eine Rehkeule mit Preißelbeeren verspeiste, mit Getränken und Mokka nicht sparte und mir das ganze von dem ausgezeichneten Barkeeper aufschreiben ließ, konnte er mir immerhin einen prüfenden Blick nicht versagen. Als ich ihn dann nach Verlassen des Lokals an der Ecke der Neuen Wilhelmstraße um eine Mark anpumpte, brach er in die folgenden Worte aus: „An mir sind zwei Generationen von Dichtern vorübergegangen: eine, die in Dachstuben lebte, und eine, die Schlösser besaß. Jetzt lerne ich die dritte kennen, welche nicht in der Toten Ratte, sondern im Hotel Bristol Schulden macht, und in diesem Sinn muß ich ausrufen: Es gibt noch Talente! Wir haben noch eine Hoffnung!"

Er gab mir die Mark und schritt wacker fürbaß.

Vorfrühling im Walde.

Skizze von **Engelbert Wüster.**

Still verharrt der Wald in regungslosem Schweigen. Der Regen tröpfelt nicht mehr.

Ein feiner Harzgeruch würzt die kühle Luft. Sachte spielt ein schwacher Hauch mit den gelben Haselnußblüten, sie leise wiegend wie eine Mutter ihr Kind. Im Wiesengrund deckt frisches Wiesengrün die alten Narben. Vorsichtig lugen rotweiße Köpfchen der Gänseblümchen aus dem Grasgewirr. Kletten und Winden haben die ersten zarten Spitzen schon entfaltet.

Die Weidenkätzchen wollen nicht zurückstehen. Windgefächelt die weißen Köpfchen auf und nieder neigend, in schwankender Beugung, im kosenden Spiel, flüstern sie sich zärtliche Worte zu von der Wiederkehr des Frühlings, von lichten, strahlenden Sonnentagen, vom ewigen Werden und Vergehen.

Im Halbdunkel der Hochtannen huscht ein langgeschwänztes braunes Etwas von Stamm zu Stamm, lugt mit munteren, glänzend schwarzen Perlenaugen hinter einem Ast hervor, gleitet in den Wipfel, taucht wieder auf mit einem braunen Gespielen, und hussa! geht es wie die wilde Jagd, von Ast zu Ast, von Wipfel zu Wipfel, in gewaltigen Sprüngen, in schwindelnder Fahrt. Wie beflügelt scheint der Eichhörnchen jagendes Spiel.

Ein Starenschwarm fällt rauschend ein im Buchenkamp. Sie erzählen und schwatzen, verweilen nur kurz und ziehen weiter. In der Wildnis des Steinbruchs klettert ein Dompfaffenpaar. Doch ach, mit dem Birkensamen sieht es heuer betrüblich aus. Mit klagendem Tüh, Tüh wechselt das Pärchen den Stand.

Da gellt plötzlich der Alarmruf der Amsel durch den schweigenden Wald: Achtung! Rette sich wer kann! Die Amsel hat den Räuber, den Sperber, erspäht. Mit ruckendem Flug gleitet ein grauer Schatten am Waldrand entlang, schnellt dicht am Boden wie ein Pfeil über die Wiesenschneise, verlangsamt den Flug und taucht unter im Hülsengestrüpp, biegt ab bergan, immer vom Wald gedeckt, und versucht, die feldernden Tauben anzugehen. Aber der Wächter ist auf der Hut. Der Alarmruf der Amsel hat die Tauben gewarnt. Mit rasselndem Hall steigen sie auf, kommen in weiten Kurven über den Wind und ziehen in großer Höhe geschlossen eiligst davon. Verdutzt schaut ihnen der Räuber lange nach. Er hockt in der Hainbuchenhecke, schnäbelt verlegen am Fang und zaust verärgert am Brustgefieder.

Schweigen wie Feiertagsruhe liegt wieder über dem Walde. Dämmerungsschatten sinken langsam herab. Der Wind ist eingeschlafen. Leise plaudernd eilt der Bach zu Tal.



Bunte Chronik



* **Die Zucker-Dahlie.** Das amerikanische Handelsministerium läßt augenblicklich erfolgversprechende Versuche anstellen, um aus Dahlien . . . Zucker zu gewinnen. Damit wird zum zweiten Male der Versuch gemacht, die schöne Blume, die im Spätsommer und Herbst unsere Gärten ziert, wirtschaftlichen Zwecken dienstbar zu machen. Schon Dr. Dahl, nach dem die Blume den Namen trägt, und der sie zuerst in 2000 Meter Höhe über dem Meeresspiegel in den Einöden Mexikos entdeckte, interessierte sich hauptsächlich für ihre Knollen, die er als billigen und leicht anzupflanzenden Ersatz für die Kartoffel in Europa einführen wollte. Seine Versuche in dieser Richtung waren zunächst auch durchaus aussichtsreich, insbesondere in Frankreich wurde die Dahlie viel als Nahrungsmittel angebaut. Die Vorliebe für ihre Knolle schwand aber im Laufe der Zeit, und heute kommt sie, zumal sie einen bitteren Beigeschmack besitzt, wohl nirgends mehr auf den Tisch. Die Amerikaner glauben, daß die Dahlie mit dem Zuckerrohr und der Zuckerrübe in Wettbewerb treten könne.

* **Schnurrbärte als Luftfilter.** Die Mode muß wechseln, und tut sie es nicht von selbst, so hilft man eben nach. Von diesem Gesichtspunkt werden die Bemühungen Londoner und Pariser Friseure verständlich, den Schnurrbart der Herren wieder einzuführen. Sie fanden bei einer Londoner Zeitung Unterstützung, die unter den Herren ihrer Leserschaft eine Umfrage veranstaltete. 10 000 Leser sprachen sich für den Schnurrbart aus, erklärten aber, nicht mutig genug zu sein, von der vorherrschenden Mode abzuweichen. Ein Teil dieser 10 000 begründete seine Schnurrbartvorliebe. U. a. hielten einige Befragte den Schnurrbart für wünschenswert, weil sie im Ausland nicht als Engländer erkannt werden wollten. Hygienische Gründe ließen jene den Schnurrbart bevorzugen, die durch ihn die Atmungsluft filtrieren wollen. Man muß annehmen, daß diesen Herren ein ziemliches Haargestrüpp als Ideal eines Schnurrbarts vorschwebt. Als die ehrlichste Begründung sieht die Zeitung aber die jener Männer an — sie bilden die zahlreichste Gruppe —, die einen Schnurrbart tragen möchten, weil ihn — die jungen Damen lieben.

* **Das sonderbare Testament des Inseratenagenten.** In Newyork starb dieser Tage ein einfacher Inseratenagent, der in seinem Leben nicht viel Aufsehen erregt hat. Nun aber, da er das Zeitliche segnete, sind alle Blätter voll mit seinem Namen. Diese Volkstümlichkeit erreichte Walter Kingsley durch ein recht kurioses Testament, das er hinterließ. Der 52jährige verfügte nämlich: „Mein letzter Wille ist es, daß ich eingeäschert werde. Dann soll ein Aeroplan mit meinen sterblichen Überresten in die Luft steigen und meine Asche über den Broadway ausstreuen. Sollte mein Erbe diesen meinen letzten Willen nicht durchführen, so soll mein gesamtes Vermögen zu wohltätigen Zwecken verwendet werden." Und der Erbe führte auch den sonderbaren letzten Willen durch. Eines Nachmittags stieg ein Aeroplan auf, kreuzte mit abgestellten Motoren über dem Broadway, begann Kreise zu ziehen und warf die Asche herab. Unten blieben die Leute, die aus den Zeitungen von diesem Testament wußten, stehen, zogen den Hut und dachten: „Walter Kingsleys Wille wird erfüllt." Und so regnete es einen Augenblick lang Asche auf den Broadway.

Lustige Rundschau



* **Die gesunden Kinder.** „Wenn mein Mann und ich uns streiten, schicken wir stets die Kinder raus." — „Wirklich? Jetzt weiß ich wenigstens, warum die Kinder immer so frisch aussehen."

*

* **Anknüpfung.** „Meine Gnädigste, darf ich Sie um einen Rat bitten? — Wie kann ich Ihre Bekanntschaft machen?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.